

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Carl Bolle: Der Storch in der Mark.

Was nun jene „Erinnerungsblätter“ betrifft, so gemahnen dieselben mit ihren sentimentalischen Darstellungen an eine voraufgegangene Blütezeit der Schäferspiele und Freundschaftstempel. Und weil sie das Gemütsleben, wenigstens der noch „weichgestimmten Seelen“ aus der Zeit unmittelbar nach den Befreiungskriegen wiederzuspiegeln scheinen, sind sie für uns immerhin von Interesse.

13. Am Schluss der Sitzung verkündete der Vorsitzende das Resultat der Wahl des Ausschusses. Es sind die zehn bisherigen Mitglieder wiedergewählt: Geh. Seehandlungsrat Dr. Schubart, Geh. Rat Professor Liebenow, Rentier Alfieri, Geh. Baurat Bluth, Custos Buchholz, Privatdozent Dr. Galland, Landesbaurat Langen, Major z. D. von Maltiz, Oberlehrer Dr. Matzdorff und Director Dr. Reinhardt. Dazu treten neu hinzu: ordentlicher Lehrer W. Hartwig und Prof. Dr. Arthur Krause.

Nach der Beendigung der Sitzung fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.

Der Storch in der Mark.*)

Von

Carl Bolle.

Hic veniat natalis avis prolemque ministret.
(Tibull.)

Die Jahreszeit ist da, in der mit dem sprossenden Grün erster Frühlingstage der Storch wieder bei uns eintrifft; und von ihm sollen unsere heutigen Betrachtungen handeln.

Niemand wird abstreiten, dass er ein stattlicher Vogel, von Alt und Jung gekannt und geliebt, sei. Er ist aber, wie Moll, jener verständnisvolle Rosselenker, der einen unserer grössten Heimatkundigen einmal den Rauenschen Bergen zufuhr, es tiefsinnig ausgesprochen hat, auch ein höchst anspruchsloser Vogel, darum weil er, dem die ganze Welt offen steht, es dennoch nicht verschmäht immer wieder ins Beeskow-Storkowsche zu kommen.

Das wollen gerade wir, denen die Liebe zum märkischen Sand an's Herz gewachsen ist, ihm doppelt hoch anrechnen. Giebt es nicht auch unter uns Solche, denen die weite Welt offen gestanden hätte, die aber trotzdem von der lieben, wenn auch in manchen Stücken anfechtbaren Heimat sich nicht auf immer trennen mochten!

*) Vortrag vor der Versammlung am 25. April gehalten unter dem Titel: „Ein menschenfreundlicher Vogel.“

Der Storch ist, wenn nicht von Urbeginn, so doch vom ersten Aufdämmern der Kultur an unserem Volke, und nicht dem allein, ein heiliger Vogel gewesen; dazu ein von jeher befreundeter, das Bild des Vaterlandes im sommerlichen Schmuck, unter Szenen von Glück und Frieden, ihm vergegenwärtigender. Während anderes grosses Federwild die Menschennähe flieht, vom Jäger oder Naturforscher aufgesucht sein will, tritt des Storches hellfarbige, weithin sichtbare Erscheinung in den Vordergrund der Anschauung für Jeden, der nur einfach die Augen dem Landschaftsbilde öffnet; so im Fluge, im Schreiten über Wiesenplan und Ackerscholle, wie im Ausruhn auf dem Dache. Eine Geschmeidigkeit des Naturells, wie sie wenigem anderen Geflügel, unter den Grösseren keinem innewohnt, verleiht seinen Seelenkräften etwas von dem, was wir ein Äquivalent menschlicher Bildungsfähigkeit nennen mögen. Er vermag ursprünglich ihm fremdartigen Zuständen sich anzubequemen, ja sogar unter ihrem Einfluss an Zahl zu wachsen. Er versucht es unter Verhältnissen auszuharren, welche Ursache des Verschwindens anderer, wohl noch sensitiver als er veranlagter Vogelgeschlechter waren. Um seine trauliche Nachbarschaft darf Süddeutschland, ¹⁰ sonst um soviel reicher mit Naturgaben ausgestattet, den Norden des Reiches beneiden. Dort hat ihn fast allein der obere Lauf des Rheins in Menge aufzuweisen. Man wird sich erinnern, wie Störche noch bei der letzten Belagerung Strassburgs mit als Opfer der Beschiessung genannt wurden. Selbst Thüringen — wie denn Gebirgsland den Storch überall abzustossen scheint — darf sich kaum in Wahrheit seines Besitzes rühmen. Erst in der baltischen Tiefebene tritt er, ganz so wie im tieferen Süden, wo Kleinasien und Spanien ihm besonders lieb sind, als regelmässiger Sommergast auf, ohne die nordwärts sie bespülende Ostsee anders als vereinzelt zu überschreiten. Unsere Mark ist so glücklich, ihn im reichem Maasse zu haben, wo immer sie es verstanden hat, ein so kostbares organisches Gut zu hüten. Nicht auf seine Naturgeschichte im Allgemeinen, nur auf einige Charakterzüge, die ihm hier abgelauscht werden konnten, will ich Ihre Aufmerksamkeit heut hinlenken. In seiner Eigenschaft als märkischer Vogeltypus, erbitte ich für den Storch Ihr geneigtes Ohr.

In ganz früher Zeit mag der Storch durch Vertilgung wimmelnder Reptilienbrut, namentlich der Schlangen, ein Culturfaktor bei uns gewesen sein. Dies war unstreitig ein Hauptgrund seiner Befreundung mit dem Menschen, welcher indess wohl angeborene psychische Disposition entgegenkommen musste, ein Zug, durch den er sich von seinem, der Wildniss nie entfremdeten bronzefarbigem Vetter, dem viel selteneren schwarzen Storch, wesentlich unterscheidet. Die Anfänge dieser Dinge hüllen sich jedoch in tiefes Dunkel. Es ist zu bedauern, dass man sie längst, dass man sie allzusehr vergessen hat. Seine günstige Stellung zur

Menschheit, in der Tradition unserer Bevölkerung, verdankt der grosse Stelzvogel gewiss hauptsächlich seiner Zutraulichkeit dem Herrn der Schöpfung gegenüber, in zweiter Linie seiner steten Gegenwart auf der Feldflur nicht minder auch seiner den Lenz ankündigenden Rückkehr aus dem Unbekannten. Wenn auch Afrika jetzt öfter als sonst genannt wird, bleibt die Frage nach dem woher und wohin des Storches dem Landmann doch immer ein dunkler Punkt, hinsichtlich welches ihm Erläuterungen niemals recht genügen wollen. Vor Allem beruht indess die Popularität des Vogels auf seinem Horsten auf Dächern. Etwas wie Kameradschaft zwischen Mensch und Tier muss dabei im Spiel sein.

Sieht den Storch schon der Hirt gern, den doch die Sorge für sein auf der Trift grasendes Vieh vorzugsweise in Anspruch nimmt, um wieviel mehr noch der mühsameren Beschäftigung obliegende Ackersmann. Der Pflüger schaut sich um in der stillen Einsamkeit brauner Ackerwüste; er befragt unwillkürlich die ihn umgebende Natur. Verwandter Pulsschlag des Lebendigen tritt warm und tröstlich an ihn heran. Nicht jeder zwar erblickt bei der einförmigen Mühe des Furchenziehens gleich jenem alten Etrusker, den Gott Tages in Gestalt eines sinnenden Knaben aus rollender Scholle aufsteigend, nicht Jedem, um an einen näher liegenden Zug der Sage anzuknüpfen, bringen wohlthätige Zwerge ein Töpfchen Buttermilch zur Erquickung oder frisch gebackenen Kuchen, der ohne dass ein Messer ihn anschneide, verspeist werden soll. Wohl kommen dem Bauer oder Knecht der Gedanken mancherlei; aber auch die Gefährten seiner Arbeit sind da, zu zerstreuen und ein wenig zu vergnügen. Freudig sieht solche der Ackersmann sich regen. Um ihn her tanzt das Häschen, das er, nicht jagdberechtigt, mit so viel Schmeichelnamen zu nennen weiss, huscht das Wiesel, ihm dämonischer geblieben, schreiten ernsthaft die Krähe, zierlicher Staar und Bachstelze, den hurtigen Steinschmätzer nicht zu vergessen. Vom Kiebitzpfuhl kommt auch wohl mit klingendem Lockruf der gehäubte Warner herüber und es schaut vom Erdhügel ein Bussard nach Beute aus, es wirbelt von Lerchen in hoher Luft, allein unter allen Erscheinungen des Tierlebens rings umher bleibt immer am wirkungsvollsten die des langsam und gravitatisch einherwandernden, das von der Pflugschaar aufgestörte Getier auflesenden Langbeins. Der liebste Gefährte ist er geworden bei dem sauren Tagewerk unter freiem Himmel.

Nicht Alle wohl haben sie ein Auge für solche Regungen der Natur, aber wortlos, fast stumpf erscheinend, öffnet der einfachere Mensch doch, öfter als man glaubt, seine Seele pantheistischen Einflüsterungen. Geschieht dies noch jetzt, um wie viel lauter muss es in der Vorzeit zu damals empfänglicheren Gemütern gesprochen haben.

Zwar hat unser Bauer den Storch nicht vermöge so vielfacher Redewendungen in seinen Sprachschatz aufgenommen, wie den Hasen,

dafür aber hat er ihn in sein Herz geschlossen und tiefsinnige Ahnungen an ihn geknüpft. Findet er ja doch, heimkehrend am Abend um den Rauch eigener Hütte zu schauen, den Beleber der Gemarkung auf demselben Dache wieder, unter welchem sich für ihn Freude und Leid des häuslichen Daseins abspinnen. Was Wunder wenn da ein starkes schwer zerreissbares Band zwischen Beiden sich geknüpft hat.

Wie lange es so gewesen, ist nicht leicht zu sagen. Viele Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende, sicherlich. Aber die Zeiten ändern sich. Nicht der Mensch allein, auch das Tier des Feldes, der Vogel der hohen Luftregion, unterliegen wechselndem Gesckicke. Auch auf unseren Storch, sonst den privilegierten Klassen beigezählt, beginnt in der Gegenwart der Druck des Daseins schwerer zu lasten. Welch Paradies muss einst, muss teilweis noch vor wenigen Jahrzehnten, die Mark Brandenburg für ihn gewesen sein. Luch und wilder Wiesewachs die Fülle und dazu unbegrenzte Gastfreundschaft des Menschen, der in ihm mehr noch als einen Freund, vielmehr den gottgesandten Glücksvogel, den vor Blitzstrahl und Feuer behütenden Schutzgeist seines Hauses zu sehen gewohnt war.

Gewiss hat der Storch nie mit dem Gefühl von Noah's Taube das Erdreich trocken werden sehen. Nicht ihm zu Liebe wurden Sümpfe entwässert, Ströme eingedämmt und nasse Äcker dränirt. Schlangen, sein Lieblingwild, sonst in geradezu erstaunlicher Menge unsere wassergetränkten Fluren bevölkernd, sind kaum irgendwo noch in erklecklicher Zahl aufzutreiben; ebensowenig Eidechsen oder Blindschleichen. Darf es da Wunder nehmen, wenn Not den Bedrängten zwingt, dem Jäger hie und da in's Handwerk zu pfuschen, indem er an Häschen und jungen Rebhühnern sich vergreifend, seinen Hunger zu stillen sucht? Verfeindung und Ächtung, eine sichere Folge hiervon, fangen schon an, seine Reihen stark zu lichten. Bereits hat er etwas eingebüsst von jener Furchtlosigkeit, welche das Bewusstsein seiner Unverletzbarkeit dem Menschen gegenüber ihm eingeflösst hatte. Aber nicht den Waidmann allein wird er fortan zu scheuen haben, auch um die Intimität mit seinem alten Freunde, dem Bauer, droht ihn eine nahe Zukunft zu bringen. Das was man Aufklärung nennt, schwächt nicht allein das Naturgefühl des schlichten Mannes, nein, es löst oft vollständig jene Bande, welche bisher dessen Psyche mit dem grossen All ausserhalb seiner Persönlichkeit verknüpften. Hat es nicht ausserdem noch die stark prosaisch ausgeprägte Tendenz den Menschen überhaupt mehr omnivor zu machen? Vermöge derselben werden von altersher überlieferte Speisegesetze machtlos. Schon dürfte man auf dem Weg sein, ohne Rücksicht auf frühere Vorurtheile des Magens, selbst für Storchfleisch eine schmackhafte Sauce zu erfinden.

Wehe dem Storch, sobald der Tag anbricht, wo ästhetisches

Gefühl allein sein Schutz sein soll. Bei den Gebildeten Eigenutz, beim Volke stumpfe Gleichgültigkeit gegen äussere Eindrücke, bei Allen Abwendung von der Teilnahme an natürlichen Dingen, wirken ihm entgegen. Günstigen Falls wird ein für ihn übrig gebliebener schwacher Rest von Sympathie in den Köpfen der Landbewohner völlige Ausrottung verhindern, nicht aber einer bedeutenden Verminderung vorbeugen können.

Leider, es muss ausgesprochen sein: inmitten der Verödung unseres Landes an lebendiger Naturwüchsigkeit, steht auch der Storch bereits im Zeichen des Niederganges.

Längst schon hat der Lärm ihn aus den grösseren Städten vertrieben; bald wird auch das platte Land leerer von ihm werden, ja es ist das manchenorts schon geworden, obwohl hochcivilisirte Länder von älterer Gesittung als das unsere, Holland in erster Linie, sich ihn zahlreich zu erhalten gewusst haben.

In einem Dorfe unfern Berlins, und wohl hier nicht allein, macht sich neuerdings die Ansicht geltend, der Storch trage seinen Jungen so viele Nattern, Mäuse, Maulwürfe und anderes Ungeziefer zu, dass er mit solchen, zufällig ihm entschlüpfenden kleinen Bestien ganze Gehöfte zu verpesten im Stande sei. Derartiges, wurde mir berichtet, sei vor nicht langer Zeit erst dem Priesterhofs daselbst zugestossen. Es habe demgemäss mit vorsätzlicher Zerstörung sämtlicher Nester im Dorfe geendet. So wird, im Gegensatz zu den sonst vorwaltenden Traditionen wohlwollender Liebe für unseren Vogel, die Gegenwart desselben auf einem Hause bereits als ein mehr als zweifelhafter Vorzug angesehen. Solche Meinung mag an einem Ort etwas für sich haben, der nicht fern von, leider, zu vipern- oder, den Dialekt zu reden, adderreichen Waldwiesen liegt.

Beweist sie aber nicht zugleich, wie sehr sich unser Landmann bereits von jenen, allerdings abergläubischen Vorstellungen frei zu machen beginnt, welche früher mehr wie einer Tierart, mehr wie einem Baum oder grösserem Feldstein den Nimbus der Unantastbarkeit liehen und so die Integrität der Natur mitten im Menschengewimmel wenigstens in etwas wahrten. Mit Gellert müssen wir Lebewohl sagen „dem frommen Irrtum, der erhält“ und unser Haupt beugen vor „kalter Wahrheit die zerstöret.“

Ich für mein Teil, möchte Schonung und Erhaltung unseres märkischen Ibis so warm als ich es vermag, befürworten und bitte Sie Alle in diesem Hörerkreise in gleichem Sinne, wo die Gelegenheit sich darbietet, eingreifen zu wollen.

Kann es denn eine reizvollere Zierde für die Dorfidylle geben, als das klappernde, rotschnablige Storchpaar mit seinen ihre Flugkraft prüfenden Jungen auf der Firste des grünbemoosten Strohdachs, ja jenes mehr und mehr verdrängten Strohdachs, das Poeten und Sommergäste

so sehr lieben, Landräte und Amtsvorsteher aber so sehr hassen? Kann eine passendere Staffage für die ernstere historische Scenerie unserer mittelalterlichen Backsteinarchitektur gedacht werden, als das hochgetürmte, mitunter jahrhundertalte Storchnest auf wettergebräunter Zinne? So verschmelzen in unserer Vorstellung die Bilder harmlosen Naturlebens und uralter Vätersitte mit der Bedeutsamkeit geschichtlicher Erinnerungen.

Wie schön zeigt sich uns der Bau des stolzen und starken Vogels thronend auf der Baute des Menschen; ersterer selbst wieder als Fundament dienend für die, seinem Reisig eingefügten schwächeren Gemeinwesen der Sperlinge oder Schwalben; das Ganze gleichsam eine aufwärts sich verjüngende Pyramide von Familienglück, sämtliche Bestandteile zusammenstimmend in der Idee der zu schaffenden, zu befestigenden, zu verschönernden Heimstätte.

Mit diesem Gefühl begrüßen wir, abgesehen von der Unmittelbarkeit des malerischen Effekts, jedwedes Storchnest, sei es auf bescheidenem Dache, sei es auf den steingefugten Zeugen unserer Vergangenheit. Wir thun es, mögen wir nun durch den gothischen Thorbogen von Gransee schreiten, der vermauert gewesen war, weil einst der falsche Waldemar seinen später vervehmten Einzug durch ihn gehalten haben sollte oder zu den Warttürmen Bernau's emporschauen, auf deren Spitze Storchnester gleichsam balancirend schweben und wohl schon gestanden haben, als man den Hussitensturm siegreich zurückschlug. Wo anderwärts nicht vielfach in gleicher Weise?

Sind ein paar verschluckte Häschen es wohl wert, ihrethalben den Anblick einer so stimmungsvollen, zum Heimatbilde nun einmal unbedingt gehörenden Vogelgestalt für immer missen zu sollen? Eine warnende Sage will wissen, England sei der Störche verlustig gegangen, weil sie daselbst einstmals üble Behandlung erfuhren.

Wie voller Störche und Storchnester muss Altberlin zur Zeit, wo es für die Bewunderer der Jetztzeit nichts besseres als das grosse Dorf war, gewesen sein! Waren Rohrdächer drin vielleicht auch schon zur Seltenheit geworden, dieser Vogel nahm mit Ziegeldächern in wenig belebten Strassen vorlieb. In der doch vornehmen Wilhelmstrasse soll es noch im Beginn unseres Säculums Storchnester gegeben haben. Die Gartenstadt, als welche sich Berlin damals darstellte, litt gern ein solches *rus in urbe* und erfreute sich sogar daran. Als mutmasslich letztes intramurales Storchnest in unserer Mitte sei ein solches, das ich gern der Vergessenheit entreisse, im Garten des Hauses Bellealliance - Platz No. 8 erwähnt. Dasselbe stand nicht auf einem Dache, sondern auf einem Baum, woselbst es bis zum Jahr 1867 gedauert hat. Beim Bau eines Treibhauses dicht daneben, legten die Maurer eine Leiter an und machten sich mit den Nestjungen zu schaffen. Tags darauf wurden diese unten tot gefunden. Die Alten verliessen die Stätte, aber in den

zwei folgenden Frühlings erschienen sie wieder und kreisten lange über ihrem ehemaligen Heim, ohne sich jedoch in demselben wieder häuslich niederzulassen. Bald darauf verschwand auch das Nest. Gewährsmann für diesen Fall ist mein jetzt verstorbener Freund und Schulkamerad Günther, dessen Garten in der Lindenstrasse hinten an den des genannten Hauses am Belleallianceplatz stiess, und der die eben erwähnten Thatsachen in Person beobachten konnte.

Erwähnt seien ferner ganz beiläufig jene Störche, die vor etwa 25 Jahren auf den Gebäuden des Vorstädtischen Theaters vor dem Rosenthaler Thór nistend, durch Vermittlung eines Rauchfangs statt der weissen eine aschgraue Färbung angenommen hatten und demgemäss von einigen Bewohnern der Stadt der Intelligenz für eine besondere Spezies angesehen worden sind. Ähnliche Einräucherungen sollen in gewissen Städten Schleswigs nichts Seltenes sein. In unserer nördlichen Vorstadt, dem sogenannten Voigtland, mag ein oder das andere Storchnest sogar den Beginn der siebziger Jahre erlebt haben. Von alledem natürlich längst keine Spur mehr.

Selbst als Berlin schon fast alle seine Storchnester eingebüsst hatte, standen auf den umliegenden Dörfern deren noch so viele, dass niemand daran gedacht haben würde, sie zu zählen und zu registrieren. Heutzutage wo die Statistik, diese grosse Topfkiekerin, ihr Auge auf Alles wirft, wäre dies weit leichter. Sogar das hoch und trocken gelegene Schöneberg, allerdings der Nachbarschaft einiger Fenne nicht entbehrend, hatte davon eine gewisse Zahl. In den nahen Dörfern längs der Frankfurter Chaussee habe ich als Knabe manchmal zwei Nester des freundlichen Gastes auf einer Scheune stehen sehen. Im Havelland gruppirteten sich ihrer vielleicht noch mehr auf demselben Dache. Von einstmaliger ausserordentlicher Häufigkeit des Storches im Oderbruch erzählt der Chronist Bekmann: in Dorf Letschin trage jedes Haus drei bis vier Storchnester.

Im Allgemeinen hat der Storch bei uns, solange ich denken kann, immer Dächern den Vorzug vor Bäumen gegeben. Um für ihn bewohnbar zu werden, dürfen letztere keine unversehrten Kronen haben, vielmehr abgestorbene oder gestutzte Wipfel darbieten.

So waren in Charlottenburg, wo ich drei Jahre meiner Kindheit, vom siebenten bis zum zehnten verlebt habe, früher allein Dachnester. Später kamen zu demselben Behuf zwei oder drei Linden der Berliner Strasse an die Reihe, die zuletzt, nach Ablauf längerer Frist, zu einer einzigen derartigen Niststätte auf einem Baumgipfel, Nordseite der Strasse, zusammengeschrumpft waren. Noch ein anderes Baumstorchnest befand sich auf einer absterbenden, oben gekreppten hohen Pyramidenpappel vor dem Eingang des Schlossgartens. Letztere war künstlich zum Empfang eines solchen hergerichtet worden und hatte dessenungeachtet längere Zeit leer gestanden. Baum wie Nest sind nun verschwunden.

Für Gemüther, die an lieblicher Kleinmalerei der Natur Gefallen finden, möchte ich von einem Storchnest erzählen, das auf einem Stallgebäude zu Hennigsdorf stand und durch seltene vegetative Dekorirung einen ungewöhnlich reizenden Anblick darbot. Ein mächtiger Epheu war an der Giebelwand emporgeklommen und hatte den Lorbeerglanz seiner Belaubung oben um die Niststätte, diese ganz umspinnend, ausgebreitet. Der Bau ist jetzt abgerissen, mit ihm auch das Nest fort. Nur in meiner Erinnerung lebt die wahrhaft köstliche Erscheinung, in dieser aber unvergesslich, weiter.

Welches waren die Wohnstätten des Storchs vor dem Einzuge des Menschen in das ungeheure Waldland Mitteleuropa's? Man könnte annehmen, er sei Jenem aus milderem Klima nordwärts gefolgt; allein dies würde die Lösung des fraglichen Punktes nur um ein oder zwei Jahrtausende zurück verschieben. Glücklicher Weise sind wir im Stande die Sache genügend aufzuklären. Der Storch, der auch so etwas wie eine Geschichte hat, ist zweifelsohne ursprünglich ein Waldbewohner gewesen.

Ein Faktum von äusserst lebhaftem Interesse, welches ausserdem darthut wie hochwichtig Aufzeichnungen von verschwindenden Dingen der Natur sein können, wird hier an der Stelle sein. Es betrifft das Brüten von Störchen in grossen, den Reiherständen ähnlichen Waldkolonien in den Forsten der Spreewaldregion. Auch *Ciconia alba* erscheint demgemäss als ein zu Anbeginn dem Walde angehöriger Sumpfvogel, wie *Ciconia nigra* nie aufgehört hat, ein solcher zu sein.

Man verdankt die Feststellung dieser wie ein ferner Abglanz der Urzeit erscheinenden Thatsache dem Lehrer Herrn J. Stengel, welchem dafür nicht genug Erkenntlichkeit dargebracht werden kann. Erhalten wir ja doch durch ihn — und zwar gerade noch in elfter Stunde — einen ungeahnten Einblick in die primitiven Sitten des Storchs, eine Zeit zurückrufend wo noch keine Annäherung desselben an den Menschen stattgefunden.

„Vor etwa dreissig Jahren*) befanden sich bei Wendisch-Buchholz (Försterei Damm im Unterspreewald wo jetzt Gurkenland ist) — Hört es, ihr Manen Hansmanns: Gurkenland! — „mehrere Storchkolonien.“ Es standen 3—5 Nester auf einer Eiche und auf einer Horst 40—50 Nester. Man schoss die Störche um ihr Fett als Stiefelschmiere zu benutzen. Das waren noch die Vernünftigsten, die derartige Gemetzel nur zur Gewinnung der Federn anstellten, wenn die Versuchung (*cherchez la femme*) etwa in Gestalt von Frau oder Schwiegermutter an sie herantrat. Ganze Kahnladungen, bis 35 Stück wohl meist junger, eben erst flügge gewordener Störche enthaltend, sind so in die Forsthäuser

*) Dies dürfte in den vierziger Jahren gewesen sein.

gefahren worden. Wenn einer der Vögel aus der Mitte herausgeschossen war, rückten die Übrigen sogleich in Reihe und Glied zusammen; fort aber flog Keiner. Sie hätten sich bis auf den letzten Mann vertilgen lassen.“ Soweit Stengel.

Du armer Langbein! Das also war der Lohn für deine traditionelle Theilnahme an der Fortpflanzung des Menschengeschlechts, dass du mit dem eigenen Flaum die Kissen für Ehebetten und Kinderwiegen füllen helfen musstest! — Kein Wunder, wenn solch unwaidsmännischer Schinderei gegenüber die Kolonien sich auflösten und wenn die Störche traurig und verzweifelnd, wie in Frankreich Michelet's weltmüde Reiher, ihre Spreewaldasyle mit der immer noch gastfreundlicheren Prosa von auf Dungstätten und Kegelbahnen hinabschauenden Dächern vertauschten.

Und so haben Menschen gegen die Natur gesündigt! Aber macht man es zur Stunde noch aus Fischgeiz den Reiherständen gegenüber etwa anders?

„Bis vor einigen 20 Jahren, berichtet unser trefflich beobachtender Gewährsmann, Herr Stengel, weiter, versammelten sich die Zugstörche im Herbst häufig in der K. Zooslaer Forst und hielten in Schaaren von 80—100 Köpfen Nachtruhe auf den hohen Kiefern. Man sah, dass jeder Schaar auch einige schwarze Störche beigemischt waren.“

Unsere Berliner Störche, d. h. diejenigen der hauptstädtischen Bannmeile und Umgegend liebten als Rendez-vous vor dem Wegzuge vorzugsweis den Wiesenplan nah der faulen Spree zwischen Charlottenburg und Spandau. Hier hielten sie mit ziemlicher Pünktlichkeit das Datum des Stralower Fischzugs, den 24. August, inne, oft kaum weniger zahlreich als jene von Herrn Stengel Beobachteten des Ländchens Zossen. Ob noch jetzt, wo die Wiesenflächen zwischen dem Getöse zweier Bockbrauereien und dem Qualm einer Stearin-Lichtzieherei eingezwängt liegen, vermag ich nicht zu sagen.

Nur einmal bin ich selbst so glücklich gewesen, den Nestbau eines weissen Storchs, seiner Ursitte ähnlich, im Walde gesehen zu haben und zwar geschah dies 1876, ebenfalls im unteren Spreewald, wo ich einen solchen auf einer alten, stark wipfeldürren Eiche, beim Forsthaus Pfuhl, unweit Schlepzig, antraf. Dass unser Vogel wenig später als um die Wende des vorigen Jahrhunderts in ähnlicher Weise die Sumpfwaldungen des Oderthals bewohnte, geht aus einer künstlerischen Darstellung in jener Gegend hervor. Zu Kunersdorf nämlich weist die Grabstätte des Grafen Itzenplitz reliefartig Eiche, Storch und Reiher noch als allegorische Sinnbilder des alten Oderbruchs vor dessen Entsumpfung auf.

Es zeigt also der Storch, unter dem fortschreitenden Einfluss der Kultur, gewissermassen ein Abbild dessen, was wir Menschen Historie nennen, wenn auch ungeschrieben und im Dämmerlicht der Jahrhunderte nur schwach umrissen wahrnehmbar. Die aphoristischen Notizen, welche

ich vortrug, geben vermöge einzelner in ihnen erwähnten Züge Veranlassung, verschiedene Phasen im Dasein des Storchs bei uns zu erkennen. Eine Urzeit, hie und da spät erst ausklingend, zeigt ihn als Waldbewohner kolonienweis auf absterbenden, vom Blitz getroffenen, vom Sturm verstümmelten Eichen oder Buchen horstend. Der Mensch erscheint in dem sumpfigen Flachlande; allein lange, lange Zeit hindurch sind seine niederen Hütten ausser Stande, den mächtigen Vogel seinen Waldrevieren abspenstig zu machen. Überall, wo er in Deutschland lebt, ist er dem Menschen noch so wenig vertraut, dass im 7. Jahrhundert auf Befehl des Papstes Zacharias der heilige Bonifaz sich veranlasst sieht, den neubekehrten Germanen bei kirchlichen Strafen den Genuss des Storchwildprets zu verbieten. Die primitive Holzarchitektur des Wendenvolkes, noch heut in den Blockhäusern des Spreewalds erkennbar, hat wahrscheinlich der Giebelkrönung durch das Storchnest entbehrt. Erst mit der späteren deutschen Kolonisation mag eine zweite Epoche beginnen. Stattlichere Bauernhäuser, daneben die ragenden Backsteinbauten in den neuentstandenen Städten, die von Schlössern und Klöstern, veranlassen in gewiss langjähriger Folge den Storch mehr und mehr seine Waldburgen aufzugeben, sich dem Menschen zuzugesellen, der altlateinischer Pietät eingedenk, ihn mit offenen Armen aufnimmt und fortan als Verbündeten gegen feindliches Tierleben, wie auch als Schützling den Angriffen Stärkerer gegenüber, hegt. Bald ist fast jedwede Zinne der vielen Türme, von denen das Land starrt, nestgekrönt. Jetzt ist der Storch nicht nur Dörfler, sondern fast mehr noch Stadtbürger geworden. Die Wälder veröden von ihm. Wieder rollen Jahrhunderte vorüber. Die Städte wachsen, Geräusch und Qualm mehrt sich in ihnen. Sie verlieren allmählig, unter den märkischen Berlin voran, den Schmuck ihrer Storchnester. Es kommt die Zeit, wo die letzten geselligen Ansiedlungen im Forst erlöschen, weil die Verfolgung wächst, man auch keine überständigen Waldriesen, deren der Vogel zum Nestbau bedarf, mehr dulden will. Unterdess sind nach und nach auch die Dörfer, ist überhaupt das Land, zu unerbittlicher Ausnutzung von Grund und Boden gezwungen, seiner Gesammtheit nach ungastlicher geworden. Ihm günstige Vorurteile schwinden mehr und mehr. Die Götterdämmerung des Storchs, seine fortschreitende Verminderung haben begonnen. Solcher Stand der Dinge charakterisirt für ihn die Gegenwart in der wir leben.

Immerhin ist zu glauben, es werde sothane *capitis diminutio* eine langsam sich vollziehende sein. Wahrscheinlich ist, dass in Anbetracht mancher vorteilhaft gebliebener Chancen wenigstens die blosse Existenz des weissen Storchs bei uns — von dem selteneren schwarzen, der immer nur Waldvogel sein wollte, reden wir hier nicht — keiner endgültigen Gefährdung entgegen gehen werde.

Unbedingt ist für das Heute eine starke Verminderung des Storchs

wenigstens für die Mittelmark als vollzogen festzustellen. Auch für verschiedene Nachbardistrikte gilt das Gleiche. So habe ich z. B. in diesen letzten Jahren bei einer raschen Sommerfahrt durch ganz Neuvorpommern nur zwei Stück dieser Vogelgattung zu Gesicht bekommen. Immer seltener wird die gute alte Sitte geübt, ein Rad oder etwas dem Ähnliches aufs Scheunendach zu legen, damit der Nestbau erleichtert werde. Sobald dies aber noch geschieht, belohnt, wenn nicht gleich, so doch nach nicht allzulangem Warten, das Erscheinen eines Storchpaares sothanes Entgegenkommen. Gern lässt ein Solches dann sich im Vertrauen auf die Gastlichkeit der Stätte häuslich nieder und bleibt am Orte, nota bene, wenn fromme und getreue Nachbarn es nicht sofort abschiessen.

Reiseunglück auf hoher See oder in der Wüste, durch Sturm und Ungewitter herbeigeführt, muss ebenfalls unter den Motiven der Abnahme des Storchs mit in Betrachtung kommen; obwohl die Meeresarme, die er auf seiner Wanderung zu durchkreuzen hat, für sein Flugvermögen eigentlich von irrelevanter Bedeutung sein sollten. Das Jahr 1857 ist als widerwärtiges Wanderjahr für ihn namhaft gemacht worden. Soviele ihrer sollen damals umgekommen sein, dass es Gegenden gab, wo man nach Fontane, alle 5 Meilen nur einen sah. Ferner haben in den sechziger Jahren häufig leergebliebene Nester gleiche Calamität ein oder zweimal als wahrscheinlich eingetreten annehmen lassen. So fällt also dem Menschen Lichtung der Reihen nicht allein zur Last, auch die Elemente tragen daran mit Schuld. Dies wird indess von jeher geschehen sein. Die Natur hat dann die Verluste allmählig wieder ausgeglichen. Wo jetzt dagegen Mensch und Menschenfortschritt zerstörend eingreifen, erscheint die Gefährdung als eine weit ernstere. Was hilft es dem Storch, dass er mehr als andere Vögel Neigung zeigt, sich gegebenen Verhältnissen anzupassen? Es war eben eine einfachere Gesittung, die ihm für so vielen guten Willen gedankt und schon bei den Römern als *avis natalis* gefeiert hatte. Unser aufs Höchste gesteigerter, mit Härten aller Art durchsättigter Kulturzustand geht, wie über Anderes sich schwer Fügende, so auch über den Storch vernichtend hinweg und zeigt geringe Lust, den einstigen Gottesvogel als Gast oder Aftermieter ferner dulden zu wollen.

Man muss in der Mark die Havel westwärts überschreiten und ihrem Lauf bis zur Elbe folgen, wenn man noch in ein Storch-Arkadien eintreten will. Jenes Luch, das seinen Namen von dem Fluss der Heveller trägt, ist für den Storch noch eine wenig gestörte Heimat geblieben. Gleiches finden wir weiter stromabwärts in nordwestlicher Richtung. „Nirgend, schrieb mir einmal Stadtrat Friedel, habe ich auf märkischem Boden mehr Störche gesehen, als bei Lenzen, in dem westlichen Winkel der Priegnitz an der Elbe, nah der hannöverschen und mecklenburger

Grenze. Dort sind einige vollständig in niedersächsischer Art gebaute Dörfer mit mächtig grossen Bauerhäusern; Wohnungen und Ställe unter demselben gewaltigen Strohdach, der Giebel noch mit den echten Pferdeköpfen, Hengist und Horsa's Zeichen, verziert. Vor allen zu nennen Dorf Mödlich. Dort stehen nicht selten zwei, mitunter drei Storchnester auf einer Dachfirst, eine Erscheinung die mich im Jahre 1876 sehr überraschte und erfreute. Es sollen hier im 17. Jahrhundert niederländische Kolonisten durch einen Admiral oder General des grossen Kurfürsten angesiedelt worden sein und man meint, dass erst seitdem die Störche dort so häufig sind. Sie sollen aus dem, mit ihrer Rasse so gesegneten Holland, den Auswanderern gefolgt sein.“

Freundliche Mythenbildung der unbewusst dichtenden Volksseele, wo finden wir dich nicht wieder?

Dem Ähnliches hat mir mein leider nicht mehr unter den Lebenden weilender Freund, Garteninspektor W. Lauche, früher einmal von seinem Geburtslande, dem nördlichen Zipfel der Altmark, nebst angrenzendem Hannover, erzählt. In einem grossen Walde jener Gegend, der die Garbe heisst, sah er ausserdem noch den Storch in voller Wildniss, aber einzeln, auf alten Eichen horsten, primitive Brutstätten, wie sie auch Forstmänner in verschiedenen anderen Revieren der Mark, wenngleich selten, beobachtet zu haben versichern.

Raum und Zeit gestatten nicht mehr, heut vor Ihnen von der Rolle zu sprechen, welche dem Storch in der Mythenwelt unseres Volkes zufällt. Mannigfache Reimsprüche, ihn betreffend, sind in Aller Munde. Nur will ich hervorheben, dass die gang und gäbe Auffassung des Storches als Kinderbringer nicht über die Ostsee hinausreicht. Jenseit derselben, in Schweden, übernimmt an seiner Stelle der Schwan solch Amt eines Mehrers von Familienglück.

Der Storch wird hier zu Lande kaum anders als mit seinem überall im Bereich deutscher Zunge üblichen Namen genannt. Man muss in die Kinderstube hinabsteigen, um ihn Klapperstorch heissen zu hören. Auf dem Lande nennt man ihn wohl auch Kneppner; beides Worte, die dem allbekannten klappernden Ton seiner Stimme entlehnt sind, mit welchem Dante, immer ernst und feierlich, im Gegensatz zu unserer gewohnten heiteren Auffassung so familiären Klanges, das Zähneklappern verdammter Seelen im Eiskeller seiner Hölle vergleicht. Nur in den Odergegenden der Mark vernimmt man bisweilen noch das urgermanische, in vielfachen Varianten auftretende Wort Adobar; (althochdeutsch, Odebero.)

Und wo er anklopft bescheiden,
Der kluge Adebar,
Da war das Haus voller Freuden —
So geht es noch alle Jahr.

(v. Eichendorff).

In Mecklenburg ist der gleiche Ausdruck, leicht in „Aderbor“ verändert, üblich. Wer erinnert sich nicht des Sprichworts: Wo Poggen sind, finnen sich ok Adebors?

Wozu irrten gelehrte Männer, dürften Spass und Humor an ihren seltsamen Einfällen oder gar Absurditäten nicht ein schadenfrohes Vergnügen finden? So hören sie denn, dass ein Faunist unserer Mark und Oberlehrer einer Berliner Realschule, Hr. Schulz, nicht ohne Anflug von Naivität, wirklich das Urwort Adebar als gleichbedeutend mit Abschiedsvogel (Ade- oder Adieuvogel), weil Störche fortziehen, interpretiren konnte, eine Vokabel von der ein Grimm bescheidenlich bekennt, sie widerstrebe noch den Deutungen. Nicht minder thut wohl dasselbe ein in der Altmark hin und wieder gebrauchtes Storchesynonym: Heinotter oder Hannotter.

Märkischen Ibis habe ich den Storch genannt und ich halte diesen Titel aufrecht. Wenn auch keine Gottheit wie der Nilanwohner, hat doch auch unser geflügelter Hausnachbar als Gottesvogel lange genug den Rang eines guten Genius eingenommen. Geht er jetzt solchen Ehrennamens mehr und mehr verlustig, verstösst man ihn von Dach und Schwelle, so sind wir nicht ganz sicher davor, dass er nicht einst einmal seine Revanche nehmen werde.

Ein Seherblick in zum Glück unendlich ferne Zukunft sei zum Schluss vergönnt. Die Geschichte hat ihre Lehren, die sich manchmal in pittoreske Form kleiden können. Nichts ist von keltischer und alt-römischer Kultur Helvetiens an Bauwerken übrig geblieben als die einzige verwittert ragende Marmorsäule von Aventicum, dem heutigen Avanches.

By a lone wall a lonier column rears
A gray and grief-worn aspect of old days.

(Byron.)

Angesichts der grossen Seen und ferner, schneeschimrender Alpen, hat dies ehrwürdige Alterthum Menschenalter durch ein Storchnest auf seiner Höhe getragen. Wer bürgt uns dafür, dass unsere städtischen Spreeufer, dem Flüsterton von Rohr und Binse zurückgegeben, nicht einmal Ähnliches schauen werden? Kann die Fluth der Civilisation nicht zurückebben von Thurm und Palast und über den Trümmern einer grossen Stadt nicht die alte Wildniss wieder in ihre Rechte treten? Wer weiss das? Nach Ablauf von Jahrtausenden mag der Storch hier wieder der Waldvogel geworden sein, der er einst gewesen und in menschenleerer Öde aufs Neue an Zahl wachsen. Ruinen genug wird es für seines Gleichen dann geben damit nicht alle ihren Horst auf Eichenkronen zu stellen brauchen. Wer vermag zu sagen — denn Menschenwerk vergeht und nur die Natur ist ewig — ob nicht auch für jene Säulen Berlins, von denen herab soviel Goldglanz und Bronzepatina unserem Auge

schmeichelt, statt der Victorien, der Walkyren, der Adler, die letzte Krönung ihres Capitäls einmal ein Storchnest sein werde?

Bis dahin aber, beruhigen Sie sich, meine Herrschaften, ist es noch lange hin.

Nachschrift.

Ein Storchereignis kurioser Art und von ganz frischem Datum wird mir soeben durch unser Ehrenmitglied, Professor P. Ascherson, mitgeteilt. Dieser Gelehrte, den seine botanischen Forschungen in die entlegensten Winkel Europa's und Afrika's führen, besuchte neuerdings das uckermärkische Städtchen Templin. Gleich manch anderer märkischen Stadt, hat dieser anmutige Ort überaus wohl erhaltene Reste mittelalterlicher Befestigungen aufzuweisen. Hoch oben auf einem Wartturm nistete ein Storchpaar, und zwar stand das Nest auf einer vor langer Zeit schon durch Holzwerk erneuten Bedachung. Das Unglück wollte, dass der Estrich derselben im April d. J. selbst die verhältnissmässig geringe Last des Baues des Vogels nicht mehr zu tragen im Stande war, sondern vermorscht zusammenbrach. Demgemäss stürzte das neubezogene Nest, wahrscheinlich bereits Eier enthaltend, zwar nicht in bodenlose, aber doch in abgrundtiefe Leere hinab. Das brütende Weibchen, ein Muster treuer Mutterliebe, teilte diesen Sturz und war, am Grunde angekommen, ausser Stande sich aus schwarzem Burgverliess des schauerlich Hungerturm geheissenen Donjons wieder zu befreien. Man hörte es in dem geschlossenen Raum ängstlich rumoren.

Von lobenswerter Tierfreundlichkeit beseelt, beschloss die Einwohnerschaft von Templin, ihre langjährige Storchmitbürgerin *coûte qu'il coûte* aus so schlimmen Nöten zu erlösen. Da der Turm unten jedweder Thür ermangelte und allein in der Mitte eine gähnende Fensteröffnung besass, war ihm nur von oben beizukommen. Zwei unerschrockene Männer, einer davon Brunnenmacher — man erwäge dass der Storch mit dieser Zunft von jeher in Rapport steht, weil er aus einem Brunnen die Kinder holen soll — wollten sich erst am Seil in den Schlund hinablassen; es fand sich aber dass Leitern genügte.

Unten angekommen, fanden diese rettenden Engel indess, ganz wider Erwarten, bei der Störchin statt dankbaren Entgegenkommens energischen Widerstand. Erst nach Erduldung schmerzhafter Schnabelhiebe ihrerseits gelang das Werk der Befreiung.

Dem aufs Neue ans Tageslicht beförderten widerspenstigen Vogel sollte dafür eine Lektion nicht erspart bleiben. Ehe man ihn freiließ, um sich mit dem Gatten wieder zu vereinigen, wurde ihm mit Oelfarbe ein Ring um den Hals gemalt, dazu bestimmt ihn zu kennzeichnen und zugleich als Denkkzettel zu dienen.

Die guten Herren von Templin vergassen nur dabei, dass gleich

anderem Geflügel auch der Storch mausert und daher das ihm applicirte Kainszeichen den nächsten Federwechsel nicht überdauern wird.

So glaube ich meinem Freunde Ascherson diese Templiner Storch-Tragikomödie treulich nacherzählt zu haben. Er selbst hätte, als Augenzeuge, hübscher darüber berichtet. Ende Mai hatten, wie mich selbst jüngst der Augenschein lehrte, jene Störche den Hungerturm, dies interessante Seitenstück zu Templin's Eulenthurm, ganz verlassen.

Eingänge für die Bibliothek.

A. Bücher.

1. Geschenke.

Herr orndtl. Lehrer W. Hartwig, das Heft: Hartwig, zwei seltene Brutvögel Deutschlands, Naumburg, 1893. 8. 12 S.

Herr Oberlehrer Dr. Albrecht, das Heft: Albrecht, Döberitz im Osthavel-lande, Berlin 1894. 8. 36 S. Abb.

× Herr Kreis-Schul-Insp. Dr. L. H. Fischer, Berlin: Aus Berlins Vergangenheit. Berlin 1891. 8. 205 S.

Herr Oberlehrer Dr. Graupe, Berlin: 1) Wanderbuch für die Mark Brandenburg I. Th. mit 8 Karten, Berlin 1893. 8. 120 S. — 2) Märkische Sommerfrischen, mit 1 Karte, Berlin 1893. 8. 73 S.

Herr Stadtrat Friedel. 1) Sep.-Abdruck: Wahnschaffe, Ergebnisse einer Tiefbohrung in Nieder-Schönweide bei Berlin, mit 1 Karte. Berlin 1893. 8. 6 S. — 2) Mölln und Till Eulenspiegel, mit Abb. 8. 58 S. Berlin 1894.

Herr Verl.-Buchhändler Gärtner, Berlin: Heugel, demokratisches ABC- und Lesebuch. Ein Geschenk für grosse und kleine Demokraten, mit Abb., Berlin 1850. 8. 64 S.

Herr Dr. Emil Bahrfield: 1) die Märkischen Engelgroschen, mit Abb. gr. 8. 12 S. Berlin 1894. — 2) Vinkenaugen. (Eine numismatische Studie) mit Abb. gr. 8. 13 S. Berlin 1894.

2. in Schriftenaustausch mit Vereinen etc.

Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg: Archiv des Vereins, 35 Bd. und Jahresberichte für 1890—92.

Oberhessischer Geschichtsverein in Giessen: Mitteilungen. Neue Folge. Bd. 3.

Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen in Darmstadt: Quartalblätter, Heft 5—8 und Verzeichnis der Erwerbungen für die Sammlungen des Grossherzogl. Museums 1891—93.

Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte in Kiel: Mitteilungen. Heft 6—9.

Verein für Geschichte der Neumark in Landsberg a. W.: Schriften, Heft 1, 1893 und Geschichte der Stadt Woldenberg.

Allgäuer Geschichts-Verein in Kempten: Allgäuer Geschichtsfreund. Jahrgang 1888—92.